

33. Jhg. SEPTEMBER 2023 Nr. 9 (418)

MASURISCHE STORCHENPOST



Diese Wolken sind nur im September zu sehen.

Foto: Jadwiga Miś



Die Toten vo Allenstein S. 12

Foto: Grzegorz Supady

Vom Schreibtisch der Generalkonsulin

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Generalkonsulats der Bundesrepublik Deutschland in Danzig (Gdańsk) nehmen immer wieder an den Veranstaltungen der deutschen Minderheit teil.

Jetzt haben wir sie im Generalkonsulat besucht –
und Generalkonsulin Cornelia Pieper interviewt.

Das Generalkonsulat liegt im früheren Stadtteil Langfuhr, nahe der Eisenbahn und dem Bahnhof Gdańsk-Wrzeszcz. Ist das ständige Geräusch der vorbeifahrenden Züge nicht lästig? Und was hat es mit dem Gemälde hinter Ihrem Schreibtisch auf sich?

Das Geräusch höre ich sonst im Hintergrund, denn ich bin viel unterwegs im Amtsbezirk. Der Amtsbezirk des Generalkonsulats in Danzig umfasst ja immerhin viereinhalb Woiwodschaften: im Westen Westpommern, dann kommen Kujawien-Pommern, Pommern mit Danzig sowie Ermland-Masuren – und noch der Zipfel von Großpolen mit Schneidemühl (Piła). Dieses Gemälde von Michael Fischer-Art, einem Künstler der Neuen Kunstschule in Leipzig, ist 3,5 mal 2 Meter groß und zeigt die Szene des früheren Bundesaußenministers Hans-Dietrich Genscher auf dem Balkon der Deutschen Botschaft in Prag vor den DDR-Flüchtlingen. Ich finde, sie passt gut hierher nach Danzig als Stadt der Freiheit.

Das Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in Danzig ist nicht gerade geräumig. Wäre etwas mehr Raum nicht praktisch?

Ich weigere mich vehement, aus dieser kleinen alten Villa aus dem Jahre 1914 auszuziehen. Hier war auch schon das DDR-Generalkonsulat ansässig, und wir haben hier sogar einen Mitarbeiter, dessen Vater der Fahrer des DDR-Generalkonsuls war. Hier war ein deutscher Segler-Verein beheimatet, als das Haus gebaut und gegründet wurde; es hat also eine gewisse deutsche Tradition, die wir hier fortsetzen wollen – und es ist im Herzen Danzigs gelegen. Man hat uns empfohlen, wegen des Brandschutzes auszuziehen und in ein moderneres Gebäude, in ein Bürohaus zu gehen. Da würden wir aber unter vielen anderen untergehen. Wer weiß, ob die deutsche und europäische Flagge so klar sichtbar wären wie hier auf der großen Straße nach Zoppot (Sopot) und Gdingen (Gdynia), der Aleja Zwycięstwa.

Die Lage ist sehr gut, ebenso die Erreichbarkeit für Besucher und Gäste. Gibt es häufig auch offizielle Gäste?

Ich hatte zum Dominikanermarkt Mitglieder der DeHoGa, also des Deutschen Hotel- und Gaststättenverbandes, sowie Vertreter Mittelfrankens als Gäste. Davor hatte ich zwei Ministerpräsidenten zu Gast. Deren Begleitung ist keine lästige Pflicht; es ist für mich vielmehr Hauptaufgabe des Generalkonsulats, die Außenbeziehungen zu den Menschen auszubauen und zu pflegen, insbesondere auch zur deutschen Minderheit. Deshalb nehmen Kollegen wie Jörg Fahland, Iris Wolff oder Birgit von Hellfeld neben mir Außentermine wahr. Das ist uns sehr wichtig, wir sind ein offenes Haus. Mir geht es, seitdem ich hier bin, darum, die deutsch-polnischen Beziehungen auszubauen und zu verstärken.

Haben Sie ein Beispiel dafür, was Sie für die deutsche Kultur erreicht haben?

Wir hatten jetzt gerade das erste Mal nach hundert Jahren eine Premiere Richard Wagners, des „Fliegenden Holländers“, in der Zoppoter Waldoper. Es war das erste Baltische Opernfestival, auch von der polnischen Regierung unterstützt und von unseren beiden Präsidenten als Schirmherren getragen. Natürlich machen wir noch sehr viel mehr. Wir fördern Wettbewerbe zur deutschen Sprache in den Schulen; wir versuchen auch, die Kontakte zu ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Stutthof zu halten. Ich habe selbst die Schirmherrschaft für die Ausstellung über die Häftlinge mit dem rosa Dreieck – der homosexuellen Häftlinge des Lagers – übernommen.

Was ist die wichtigste Aufgabe des Generalkonsulats? Wie viele Menschen arbeiten dort?

Die wichtigste Aufgabe, die das Generalkonsulat wahrnimmt, ist natürlich der Konsularbereich. Wir haben sehr viele Anfragen von Deutschen, die Dokumente beantragen, aber auch von Touristen, die ein Dokument verlieren. Oder es muss ein Pass neu ausgestellt werden, weil er abgelaufen ist, auch Beglaubigungen – daher sind die Kolleginnen in diesem Bereich am meisten gefordert. Insgesamt sind wir 27 Kolleginnen und Kollegen hier im Haus, 18 davon sind lokal Beschäftigte, und die anderen, die Entsandten, rotieren und wechseln alle fünf Jahre. Ich gehöre zu den eher Privilegierten und darf jetzt schon neun Jahre hier sein.

Ein weiterer Bereich ist die Anbahnung und Vermittlung von wirtschaftlichen Kontakten. Wie gelingt das grundsätzlich?

Seitdem ich hier bin, habe ich mich sehr darum gekümmert, dass die deutsch-polnische Außenhandelskammer nicht nur in Warschau oder Posen aktiv ist, sondern auch nach Danzig kommt. Wir haben hier eine Repräsentanz im Olivia Business Centre und gute Möglichkeiten, Kooperationen zwischen deutschen und polnischen Firmen zu organisieren. Schon 2016 hatte ich die Idee, die „Frauen im Weimarer Dreieck“ zu gründen. Wir haben dann gemeinsam mit Französinen – auch dank der polnisch-französischen Außenhandelskammer – diesen Kreis gegründet. Wir haben sehr viele Wirtschaftsthemen und versuchen damit, neue Netzwerke zwischen unseren drei Ländern aufzubauen.

Bleibt noch eine Frage für die Mitglieder der deutschen Minderheit in der Region: Wer ist denn im Generalkonsulat für die Minderheit zuständig?

Natürlich muss die Generalkonsulin sehr viele Aufgaben wahrnehmen, aber ich gehe selbst auch sehr gern zur deutschen Minderheit. Der direkte Ansprechpartner hier ist allerdings Jörg Fahland, der Kollege im Generalkonsulat, der die deutschen Minderheiten betreut und sehr viel reist. Er war in der letzten Woche in Schneidemühl, das nimmt schon zwei Tage für Gespräche in Anspruch. Er hat die Kontakte sehr gut aufgebaut, alle kennen ihn schon, das ist immer wichtig.

Vor dem Gebäude des Generalkonsulats steht übrigens neben den für die Sicherheit Verantwortlichen noch ein besonderer Wächter ...

Ja, der Extrawächter ist unser Berliner Bär als Friedensbotschafter der Auslandsvertretungen in der Welt. Die etwa zwei Meter hohe Figur ist, wenn sie irgendwo ankommt, vollkommen weiß, und man muss sie für eine optimistische Botschaft bunt gestalten. Wir haben uns etwas ausgedacht und in Zusammenarbeit mit der Kunsthochschule in Danzig einen Wettbewerb ausgeschrieben, an dem sich 23 Studenten beteiligt haben. Gewonnen hat eine Studentin, die den Bären mit Bändern in den Farben unserer Flaggen gekleidet hat. Diese Bänder wehen im Wind, und das sieht so aus, als ob der Bär einem zuwinkt. Die Idee, den Bären als Günter Grass zu verkleiden, haben wir wegen des Nichtraucher-schutzes verworfen, denn er sollte wie Grass eine Pfeife in der Hand halten. Außerdem brauchte der Bär noch einen Namen. Wir haben mit Radio Danzig eine Umfrage gestartet. Der Bär heißt jetzt Poldek nach Lukas Podolski, ist also ein richtiges deutsch-polnisches Kind. Bei uns in Danzig, aber auch weltweit ist der Bär ein Symbol für deutsche Diplomatie, für Frieden und Völkerverständigung.

Vielen Dank für das Gespräch.
Das Interview führte Uwe Hahnkamp.
WOCHENBLATT pl.
8.-14.September 2023

Allenstein (Olsztyn): Schweißtreibendes Treffen im Norden

„Mehr Geld, weniger Bürokratie“

Es war ein schweißtreibendes Treffen, sowohl wegen der Hitze als auch wegen des Inhalts. Worüber diskutierten die Vertreter der deutschen Organisationen in Nordpolen so leidenschaftlich?

Das Treffen der deutschen Organisationen in Nordpolen fand am 26. August in Allenstein (Olsztyn) im Haus Kopernikus statt, dem Sitz der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit (AGDM). Organisiert wurde es jedoch nicht von den Gastgebern, sondern vom Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG), der unter anderem durch Joanna Hassa, Geschäftsführerin des Verbandes, und Weronika Koston, Vorstandsmitglied des Verbandes und Vorsitzende des Bundes der Jugend der Deutschen Minderheit in Polen (BJDM), vertreten wurde. Der Verband organisiert solche Treffen einmal im Jahr an verschiedenen Orten. Das Ziel: sich über Pläne und Bedürfnisse zu informieren, Meinungen und Aktionspläne zu hören.

Im Norden Polens, von Warschau aus gerechnet, gibt es 17 deutsche Gesellschaften von Stettin (Szczecin) bis Lyck (Ełk) sowie den Verband der deutschen Gesellschaften in Ermland und Masurien (VdGEM), der ebenfalls 17 Organisationen umfasst.

An dem Treffen in Allenstein nahmen Vertreter deutscher Gesellschaften aus Allenstein, Graudenz (Grudziądz), Bromberg (Bydgoszcz), Gdingen (Gdynia), Schneidemühl (Piła) und Schivelbein

(Świdwin) teil. Mit dabei war auch Henryk Hoch, der Vorsitzende des VdGEM und gleichzeitig Vorsitzender der Gesellschaft der Deutschen Minderheit in Osterode (Ostróda). Das Deutsche Generalkonsulat in Danzig war durch den Kulturattaché Jörg Fahland vertreten.

Worüber haben die Teilnehmer gesprochen? Vor allem über Geld. „Wir haben in diesem Jahr nur 40.000 Euro erhalten, um die Aktivitäten von 16 Gesellschaften in unserer Region zu unterstützen. Auch wir waren überrascht, dass die Mittel für die satzungsgemäße Arbeit der Gesellschaften in diesem Jahr deutlich gekürzt wurden. Wir wissen, was das für Sie bedeutet“, nahm der Attaché die Kritik aus dem Publikum vorweg.

Weiter erläuterte der Attaché die Grundsätze, nach denen die Bundesregierung nun Zuschüsse vergibt. Die allgemeine Regel lautet: Das Bundesministerium des Innern und für Heimat (BMI) finanziert Projekte, die der Pflege der deutschen Sprache dienen, und das Deutsche Generalkonsulat in Danzig finanziert kulturelle Projekte. Er versicherte auch, dass er sich dafür einsetzen werde, dass die Gesellschaften die für dieses Jahr geplanten Aktivitäten durchführen können. Wie die Situation im nächsten Jahr aussehen wird, sei nicht bekannt. Die Finanzierung der deutschen Organisationen in Polen hänge von der allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Lage in Deutschland ab. Sowohl er als auch Joanna Hassa verwendeten viel Zeit darauf, verschiedene Zweifel an der Finanzierung der von den Teilnehmern eingereichten Projekte auszuräumen.

Jörg Fahland schlug auch vor, dass die Organisationen eine Modernisierung ihrer Strukturen in Erwägung ziehen sollten, sodass

sie bestimmte Aktivitäten aufgrund finanzieller Zwänge und ihrer geringen Größe zusammenlegen. Dies bedeute jedoch nicht, dass sie miteinander fusionieren sollten. Außerdem forderte er die Organisationen auf, bis Mitte September mitzuteilen, was sie in diesem Jahr nicht mehr tun können. Dies wird es dem Konsulat ermöglichen, über nicht verwendete Mittel zu verfügen. Er erinnerte sie auch daran, ihre Aktionspläne für 2024 bis zum 25. September vorzulegen.

In den Gesprächen über die Projektfinanzierung wurde immer wieder auf die sich ständig ändernden Finanzierungsregeln, die komplizierten Verfahren und Anträge sowie die überbordende Bürokratie hingewiesen. All dies schreckt die Menschen davon ab, aktiv zu werden. Joanna Hassa nahm es auf sich, zu erklären, warum dies der Fall ist, obwohl die meisten dieser sich ändernden Regeln nicht vom VdG, sondern von den Geldgebern festgelegt werden. Sie erklärte, dass die Mitarbeiter der Verbandsgeschäftsstelle den Gesellschaften beim Ausfüllen der Anträge helfen oder sie dabei beraten würden. Sie erinnerte auch an die Initiativen des VdG zur Förderung des Erlernens der deutschen Sprache in Polen. Sie appellierte an die Gesellschaften, die Gruppe bei WhatsApp stärker zu nutzen, um Informationen und Erfahrungen auszutauschen und Tipps zu erhalten.

Weronika Koston fragte, ob es in den Gesellschaften junge Menschen gebe, ob sie in den Vorständen vertreten seien und was für junge Menschen getan wird. Im Norden können nur wenige Organisationen junge Menschen in ihren Vorständen vorweisen. Dies ist zum Beispiel in Bromberg, Allenstein, Osterode, Ortelsburg (Szczytno) und Heilsberg (Lidzbark Warmiński) der Fall. Wero-

nika Koston informierte die Versammelten über die Angebote, die der BJDM für seine Mitglieder und für junge Menschen im Allgemeinen hat.

Das mehrstündige Treffen hat sicherlich viele Zweifel bei den Teilnehmern ausgeräumt. Und die Geschäftsführerin des VdG verließ Allenstein mit der Überzeugung, dass derartige Treffen zwei Mal im Jahr organisiert werden sollten.

Lech Kryszalowicz

WOCHENBLATT. pl

1.-7. September 2023

Die Toten von Allenstein

Von Grzegorz Supady

Der Septemberanfang 2023 wird wegen der spätsommerlichen Temperaturen, die bis zu 30 Grad Celsius hoch waren, sicherlich in die Geschichte der europäischen Wetterkunde eingehen.

Ich nutzte diese einmalige Gelegenheit, um eines der lang nichtgesehenen Stadtviertels Allensteins, und zwar Zatorze, zu besuchen. Eigentlich hatte ich anfangs nur vor, ein Foto des gerade im Bau befindlichen Hauptbahnhofs von einer Böschung oberhalb des hier waagrecht verlaufenden Eisenbahngleises zu machen. Letztendlich wurde aber mein Samstagsbummel zu einer spannenden Besichtigungstour.

Zunächst grübelte ich jedenfalls etwas nach, mit welcher Buslinie ich diese eigentlich nicht so sehr vom Stadtkern entfernte Gegend am bequemsten erreichen würde. An einer innerstädtischen Haltestelle angekommen bemerkte ich den daher fahrenden Bus der Linie 116. Darum stieg ich, ohne lange nachzudenken, darin um. Nach ein paar Stationen konnte ich schon eine bunte und von manchen für nahezu verrucht gehaltene Gegend vor meinen Augen sehen. In diesem Augenblick erinnerte ich mich an die Zeit vor ungefähr drei Jahrzehnten, als ich öfters diese Straßen und Gassen bestritt. Eine der Hauptverkehrsadern dieses Viertels heißt Jagiellońska (Wadanger Straße). Sie zog mich damals schon wegen ihres Namens an, weil ich knapp fünfzehn Jahre in einer gleichnamigen Straße gewohnt habe, nur in einer völlig anderen Stadt. Das sei aber jetzt zur Seite geschoben.

Auf dem menschenvollen Bürgersteig schaute ich mich nun etwas perplex und ratlos um. Die umliegenden Häuser, ein Mix aus alten Mietshäusern und sozialistischen Plattenbauten, kamen mir zwar bekannt vor, alles ringsum erschien mir hingegen ziemlich fremd. In direkter Nachbarschaft konnte ich aber gleich die St. Josefs-Kirche sehen – ein ausgezeichnetes Fotoobjekt. Nachdem ich das Gebäude umkreist hatte, wollte ich eigentlich schon den Rückweg antreten. Da fiel mir plötzlich ein, dass sich hinter der Kirche ein Friedhof befindet. Schon nach wenigen Minuten schlenderte ich zwischen den Grabmälern.

Obwohl das sommerliche Wetter weiter mitspielte, überkam ich sofort ein mulmiges Gefühl. Der Friedhof machte nämlich einen noch schlimmeren Eindruck als bei meinem ersten Aufenthalt hier vor einem Jahrzehnt. Auf dem Boden liegt nämlich eine Menge Müll, der von den hier offensichtlich oft abgehaltenen Trinkgelagen zeugt. Wahrscheinlich befinden sich dort mehr Bierkapseln (in erster Linie waren dort Logotypen solcher Biersorten wie „Tatra“ und „Žubr“ zu erkennen) als Grabmäler!

Als ich schon dabei war, irgendein abgelegenes Grab zu fotografieren, musste ich plötzlich umkehren, da in seiner direkten Nähe ein Obdachloser herumsaß, dessen wahre Absichten mir unklar erschienen. An einem anderen Ort lenkte ich meine Aufmerksamkeit auf die Überreste von Gräbern, auf denen sich jemand, vermutlich ein geselliges Stadstreicherpaar, kürzlich einen Sitzplatz mit Werbezeitschriften des benachbarten Discounters ausgekleidet hatte. Eine Reihe leerer Flaschen und Dosen war hinter dem bemoosten Mäuerchen versteckt.

Gegenüber sah ich endlich ein noch gut erhaltenes Grab. Um die darauf befindlichen Inschriften festzuhalten, musste ich nur eine Anzahl von Schnecken entfernen.

Von früher wusste ich, dass sich auf dem Gelände ein kunstvoll von einem aus Heilsberg stammenden Holzschnitzer und Steinmetzen angefertigtes Kreuz befindet, unter dem der 1941 verstorbene Bürgermeister Allensteins Karl Bahr und seine drei Jahre später verschiedene Gemahlin beerdigt worden waren. Es steht etwas einsam da, beeindruckt aber nach wie vor durch seine enorme Widerstandsfähigkeit. Es ist nämlich aus Holz (höchstwahrscheinlich aus Eiche) geschnitzt, was sogar gewisse Zweifel aufkommen lässt, ob es in Wirklichkeit originell ist. Allem Anschein nach ist es aber so.

Auf dem unebenen, mit kantigen Pflastersteinen ausgelegten Pfade wurde ich plötzlich von einer wildfremden Frau angehalten, die mich unbedingt auf die Grablege eines hier bestatteten Verstorbenen hinweisen wollte, der angeblich 147 Jahre lang gelebt haben soll! Ziemlich aufdringlich erklärte sich die Unbekannte bereit, mir den Weg zur Grabstätte jenes vermeintlichen Allensteiner Methusalems zu zeigen. Standhaft lehnte ich dieses einmalige Angebot ab und beschloss das weitläufige Areal bald zu verlassen.

Dabei dachte ich mir, dass der Friedhof unzweideutig zu einem Anlaufpunkt von zwielichtigen und recht schrägen Menschentypen geworden ist, die vielleicht auch handgreiflich oder unter Umständen auf eine andere Art und Weise gefährlich sein könnten. Ziemlich hastig fotografierte ich also noch einige mir interessant

vorkommende Grabsteine. Dabei versuchte ich mir vorzustellen, welche Lebensläufe hinter den mit meistens schwarzen Lettern eingravierten Namen verbergen.

Gleichzeitig erkannte ich einige für Allenstein verdiente Persönlichkeiten, wie es etwa die Familie Andersson oder Bienkowski sind. Meistens waren es aber ganz kleine Leute, deren stilles Leben jegliche landeskundlichen Nachschlagewerke verschweigen. Sie gleichen den Toten, die einst der amerikanische Dichter Edgar Lee Masters (1868-1950) in seinem Gedichtband „Spoon River Anthology“ („Die Toten von Spoon River“) darstellte.

Nun stellt sich die Frage, ob die dringend renovierungsbedürftige Friedhofsanlage auf irgendeine Weise vor dem gänzlichen Untergang gerettet werden kann.

Der masurische Blick

Von Thomas Richert

Es wird wohl nicht mehr lange dauern, dann ist er verschwunden. Verschwommen, wenigstens aus der Ferne, ist er jetzt schon. Unschärf. Es ist wie langsames Erblinden. Aus Altersschwäche. Unaufhaltsam.

Vielleicht kommt das Verschwommene, unklare, aber auch von den Tränen der Sehnsucht und der Machtlosigkeit. Vielleicht hilft es, sie wegzuwischen, zu blinzeln, um klarer zu sehen. Vielleicht geht es nur mir so.

Ich bin Brandenburger. Nunja. Zur Hälfte. Meine andere Hälfte ist masurisch (die Großeltern lebten dort). Als Ganzes bin ich Europäer.

Brandenburg und Masuren haben einiges gemeinsam: Viel Platz und wenig Menschen. Dafür tiefe Wälder, lange Alleen, zahlreiche Flüsse, große Seen (wovon einige zur Neige gehen), unendliche Felder und jedes Jahr treu wiederkehrende Störche. In Südbrandenburg lebt eine Minderheit (die Sorben) und es gibt dort das „Museum der verschwundenen Orte“. Diese Dörfer sind dem Bergbau zum Opfer gefallen. Weg und ausradiert. Einige (samt Friedhof) umgesiedelt und neugegründet. Aber immerhin für die Nachwelt dokumentarisch aufbewahrt. Somit bleiben sie im Gedächtnis. Bei denen, die es interessiert.

Womit die Brücke geschlagen ist zur Brandenburgisch-Masurischen-Gesellschaft mit Sitz in Brandenburg, Deutschland. Eine Institution, die noch nicht richtig existiert aber Interesse we-

cken will. Aktuell ist sie eine lose Sammlung von Ideen, Idealen und Intentionen. Aber in ihrem Wollen auch klar umrissen: Die Brandenburgisch-Masurische-Gesellschaft versteht sich als aktive Vermittlerin und festes Bindeglied zwischen in Brandenburg und Masuren lebenden Menschen. Zwischen Polen und Deutschen. Der Ursprungsgedanke zur Initialisierung der Gesellschaft ist die Erinnerung an das Volk der Masuren, welches hunderte Jahre deutsche und polnische Lebenskultur vereinte. Und eine Sehnsucht, die manchmal ganz stark in mir aufsteigt, wenn ich an Masuren denke. Dann möchte ich am liebsten sofort losfahren, um masurischen Boden unter meinen Füßen zu haben. Die Luft atmen und den Blick schweifen lassen. Träumen.

Masuren wirkt so weit weg. So unerreichbar. So verschwindend, sich auflösend. So müssen sich die vielen Menschen fühlen und gefühlt haben, die von hier weggingen. Mich zieht es eigenartigerweise genau dorthin. An einen Ort, an dem ich nicht geboren wurde. Wo ich nie lebte und wo ich kaum jemanden kenne. Irgendetwas muss es von meinen Vorfahren genetisch bis zu mir geschafft haben, dass ich mich zu Masuren so verbunden und hingezogen fühle.

Aber zurück zur Brandenburgisch-Masurischen-Gesellschaft. Geboren eben auch aus einer Sehnsucht heraus, will sie mit Projekten in Brandenburg und Masuren den Austausch untereinander anregen und Gemeinsamkeiten finden, ausbauen und wieder schaffen. Die Brandenburgisch-Masurische-Gesellschaft wird Kommunikatorin, Vernetzerin, Ideengeberin, Wissensvermittlerin und Gestalterin sein und den europäischen Gedanken leben. Sie stellt sich

den Fragen, was ein Volk ausmacht und was bleibt, wenn es sich auflöst. Wenn es aus dem Blick gerät. Und sie will das Interesse an Masuren im Ganzen, aber vor allen Dingen für die (ehemaligen) Menschen dort wecken und aktiv halten. Zeigen wie es geht, wenn zwei verschiedenen Kulturen miteinander leben. Ich denke, dass das gerade uns in Brandenburg nicht nur helfen, sondern auch gelingen wird. Wir haben eine sehr gute Ausgangslage dafür: Eine lange Grenze zu Polen, einige Grenzstädte, die nur durch einen Fluss getrennt sind. Auf beiden Seiten der Grenze gibt es Freundschaften, Geschäftsinteressen, Kultur und Austausch. Brandenburg hat in seiner Verfassung verankert, dass der Austausch mit Polen Landesräson ist.

Brandenburg arbeitet an einem Mehrsprachigkeitskonzept (siehe „Masurische Storchenpost“, Ausgabe Mai 2021) und versteht sich in Grenznähe mehr und mehr nicht mehr als Grenzland sondern mit beiden Seiten als gemeinsames Lebensland. Das sind hoffnungsvolle Schritte, die zaghaft aber zielgerichtet gegangen werden. Möglicherweise schaffen wir hier unbewusst ein neues Masuren: deutsche und polnische Lebenskultur vereint. Erkennbar am deutschen Vor- und polnischen Nachnamen. Beispiele gibt es schon einige. Deutsch-polnische Partnerschaften mit Kindern, die zweisprachig aufwachsen und hier und dort Kindergarten und Schule besuchen. Klein-Masuren in Brandenburg? Wer weiß schon, was zukünftig passiert.

Vielleicht ist dieser Text Anstoß für neue Gedanken, für neue Energie oder aber für Kopfschütteln. Vielleicht finden sich Menschen, die sich in die Brandenburgisch-Masurische-Gesellschaft

einbringen wollen. Diese Menschen sind herzlich willkommen. Eine Kontaktaufnahme ist mangels einer noch nicht vorhandenen Internetpräsenz über die Herausgeberin der Masurischen Storchentpost (siehe Impressum) möglich.

Doch wie ist er nun, mein masurischer Blick? Manchmal, wenn ich in Brandenburg unterwegs bin, dann habe ich ihn und sehe eine Landschaft, die es genau so auch in Masuren gibt. Und dann kommt sie wieder. Die Sehnsucht.

Schon gestern

Schon gestern habe ich sie nicht gesehen
Heute kann es auch so geschehen
Bis jetzt keine Spur von ihnen
Die fleißig sind wie Bienen

Was ist los
Im Hals ein Kloß
Was soll ich davon halten
Sie machten doch keine Anstalten

Leere um die Nester
Am Himmel kein Orchester
Zwitschert in schwarzweißen Fräcken
Auch die Schwalben früher auf den Südstrecken (August 2023)

Andenken

Andenken
Soll man schenken
Sowie sie auch erhalten
In beiden Fällen sie behalten

Real
Und mental
Erinnerungsstücke
Halten lebendig die Eindrücke

Die einst entstanden
Die wir sehr gut fanden
Die wir nicht vergessen wollen
Die in unserem Leben spielen ihre Rollen (Juli 2023)

Stefan Pioskowik

Arno Surminski:

Aus dem Nest gefallen. Geschichten aus Kalischken

Der wilde Ritter

Das ist eine wahre Geschichte, die man glauben kann oder nicht. Sie hat sich zugetragen, na sagen wir mal eine Stunde Fußweg vor der polnischen Grenze. Vorzustellen hat man sich die langen ostpreußischen Winterabende. Für die war das Fernsehen noch nicht erfunden, auch kein Volksempfänger dudelte seine Liedchen in die gute Stube. Dafür rumorte der Wind im Schornstein und rüttelte an den Fensterläden.

Gottseidank, die Frauen waren noch einigermaßen zu beschäftigen. Sie durften den Spinnwocken schnurren lassen, stricken oder stopfen. Aber wohin mit den Männern? Wenn abends um halb sieben die Kühe gefüttert waren, wußten sie nichts mehr anzufangen, legten die Stiefel auf die Ofenbank, rauchten Pfeife um Pfeife, spuckten auch mal vor die Tür, sahen nach dem Wetter und den Gestirnen. Dammelten herum, bis das Petroleum zur Neige ging und die Kinder unter den Gänsedaunen schliefen.

An solchen Abenden hat die Versuchung leichtes Spiel. Sie erwischte Emil Schonski aus Kalischken nach der Abendmahlzeit — so gegen halb acht — und redete ihm ein, er müsse noch einmal nach den Pferden sehen. Vom Stall aus ging Bauer Schonski über den Acker, wanderte in einer weitgezogenen Kehre auf das Dorf zu und kam, wie der Zufall es so einrichtet, am Krug vorbei, dessen Fenster einladend leuchteten.

Gegen solche Umwege ist nichts zu sagen, wenn sie nicht zu häufig vorkommen. Am Anfang verlor Erna Schonski kein Wort darüber. Aber nach einer Woche wurde sie böse, verriegelte ihre Schlafstube und warf das Bettzeug des betrunkenen Kerls in die kalte Knechtskammer. Dort kannst du deinen Rausch ausschlafen, Emil Schonski.

Die ostpreußischen Winterabende haben es an sich, daß sie immer dunkler und länger werden. Das Mondche geht schon um halb fünf auf und leuchtet den Trampelpfad zum Krug aus. Und da steht er, der Krug, der einzige Lichtblick in der kalten Düsternis, Mond und Sterne nicht gerechnet. Steht da und lockt die Menschen an, führt sie in Versuchung. Doch richtig schlimm wurde es erst, als die zwölf Nächte begannen, der wilde Ritter in den Lüften brauste und Bauer Schonski nicht aufhörte, mit ihm um die Wette zu brüllen.

Pass‘ auf, dir wird ein Unglück zustoßen!« sagte die Frau. Denn in den zwölf Nächten darfst du keine Wäsche raushängen, sonst stirbt einer. Kein Silber putzen, keine bösen Worte in den Mund nehmen, denn darüber könnte der wilde Ritter erschrecken. Auch ist es nicht erlaubt, in dieser gefährlichen Zeit laut singend über den Schneeeaker zu ziehen. Sogar harmlose Liedchen passen dem wilden Ritter nicht. Selbst das alte Soldatenlied vom Argonnerwald, das Emil Schonski vorzugsweise sang und das dem wilden Ritter eigentlich gefallen mußte, ärgerte ihn. Der will in den Zwölften allein brausen. Und deshalb wird es ein Unglück geben, pass‘ auf, Emil Schonski!

Es hätte trotz allem gut ausgehen können – der Ritter drückt auch

mal ein Auge zu — aber Bauer Schonski schonte nicht einmal die Toten. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, den Weg vom Krug nach Hause abzukürzen. Nacht für Nacht wanderte er über den Friedhof von Kalischken. Kein vernünftiger Mensch wagte sich während der Dunkelheit auf den Friedhof, so war das jedenfalls in diesem Teil der Welt. Aber der Fusel machte Emil Schonski stark. Er scherte sich den Teufel um Spuk und Geister, piff dem wilden Ritter eins, konnte außer dem milden Glitzern des Mondlichtes nichts Gespensterhaftes entdecken, fand im Rascheln der vertrockneten Kränze nichts Unheimliches, scheuchte Krähen und Eulen aus dem Gebüsch und fluchte recht von Herzen, als er über eine Grabeinfassung stolperte und sich der Länge nach auf den Grabhügel des Heinrich Kronenberg, gestorben am Neujahrstag 1908, legte. Ruhe sanft !

»Der Schonski läßt die Toten nicht schlafen«, sagten die alten Weiber von Kalischken.

Wie soll das ausgehen? Der Pfarrer wird kommen, um dich mit Weihwasser zu besprenkseln, Emil Schonski. Oder es wird ein Unglück geben.

Da meldete sich eine Frau aus Grigaulen, na so eine, die das Unglück aus der dicken Milch sieht — Kaffeesatz war dafür zu schade —, die Hühnerdreck gegen Haarausfall sammelt — aber nur von weißen Hühnern —, die die Schweinepest und die roten Flecken am Bauch bespricht, die Mittelchen besitzt für die Fruchtbarkeit von Kühen, Schweinen, wenn es nötig ist auch für Menschen, die mit dem wilden Ritter im Bunde steht und ihren Tuntel über ein

geheimnisvolles Suppchen ohne Salz hängt - um Gottes willen, mit Salz ist der ganze Zauber hin! – die dicke Geschwüre mit Jesuwundenkraut heilt und an den Fettaguen der Wurstbrühe erkennt, ob es ein trockenes oder nasses Jahr geben wird. Diese Frau also kam unaufgefordert zu Erna Schonski und brachte ein Rezept mit, das helfen sollte. Nicht gegen das Schnapstrinken – da ist kein Kraut für gewachsen –, aber gegen die Belästigung der Toten und das laute Singen in den zwölf Nächten, ein Singen, das das Unheil anzieht.

»Du mußt den Teufel mit Beelzebub austreiben«, sprach die Frau aus Grigaulen und ließ sich dafür drei Pfund Speck und geräucher- te Rippchen einpacken. Beelzebub, das hatte eine Gestalt zu sein, die hinter der Friedhofsmauer steht, ein weißes Laken über den Ohren, die vorzuspringen hat, wenn Emil Schonski zwischen den Gräbern Argonnerwald singt.

»Erschrecken muß er sich wie noch nie in seinem Leben. Das allein wird helfen. Und eine mondhelle Nacht muß es sein«, sagte die weise Frau.

Kein anderer kam für die Rolle des Beelzebub in Frage als Erna Schonski.

Am liebsten hätte sie alles rückgängig gemacht. Sie bot zwei Pfund Speck extra, wenn die Frau aus Grigaulen das Gespenst an der Friedhofsmauer spielen wollte. Aber das ging nicht. Das Mittel wirkt nur, wenn Teufel und Beelzebub mit einem Ehering verbunden sind, was gelegentlich vorkommen soll.

»Und kein fremdes Wesen darf in der Nähe sein!«

O du stille, kalte Nacht! Da stehst du rum am Friedhof. Angstschlotternd. Weißt auch nicht genau, wann der Kerl kommt. Und das Mondche scheint so hell und klar. Und über den funkelnden Schnee springen die Hasen. Und jenseits der Grenze hörst du die Wölfe heulen.

Als Vorbeugung gegen die Kälte hatte Erna Schonski ein Schlubberchen aus der verhaßten Flasche getrunken. Hatte die Flasche auch vorsichtshalber mitgenommen, denn kein Mensch weiß, wie lange solche Nächte dauern. In Kalischken schlägt keine Kirchturmuh.

Da geht auch kein Nachtwächter herum und singt sich eins. Wenn du Glück hast, heult um Mitternacht Schonskis Hofhund. Die Geisterstunde fängt an, wenn der Krugwirt die Tür abschließt und die letzten Geister auf den Heimweg schickt.

Du hubberst herum an der Friedhofsmauer und wartest auf deinen Auftritt. Der Pegel in der Flasche sinkt und sinkt. Die Wärme kommt von innen, die Angst entflieht, ach meilenweit entfernt treibt sie sich herum. Die Weiden am Friedhofsweg bekommen mitten im Winter grüne Knospen, und das Sonnche scheint lieblich über die Kreuze derer, die in Kalischken verblichen sind.

Fängst an zu zweifeln. Denkst, du hast ihn schon verfehlt. Läßt die letzten Tropfen aus der Flasche in den Schnee lecken, wirfst die leere Buddel im hohen Bogen über die Mauer. Mein Gott, doch nicht auf die Gräber! Das geht nun wieder auf Emil Schonskis Konto.

Endlich erscheint er. Du weiß nicht, ob ein Wolf heult oder Emil Schonski singt. Am Text erkennst du ihn. Diesmal singt er nicht

Argonnerwald, sondern den alten Joachim Hans von Ziethen.

Na warte, Ziethen kommt gleich aus dem Busch! Schämt sich nicht, am Friedhofstor das Wasser abzuschlagen. Läßt eine Dampfwolke in die klare Winternacht steigen. Geht auf die erste Gräberreihe zu. Findet die leere Schnapsflasche auf dem Grabhügel des Heinrich Kronenberg, gestorben am Neujahrstag 1908.

»Sieh mal einer an«, brummt Emil Schonski und schnüffelt am Flaschenhals.

Da naht von hinten der verhängnisvolle Schatten, breitet die Flocken aus, verdunkelt den ganzen Friedhof, dieser Schatten. Schwebt der nun über den Gräbern oder geht er wie ein vernünftiger Mensch spazieren? Drei Meter vor Emil Schonski bleibt der Schatten stehen, hängt sich über ein Eisenkreuz, macht aus dem heiligen Kreuz eine Vogelscheuche.

Aha, denkt Emil Schonski, der will die Flasche! Bereitwillig reicht er dem Gespenst die leere Budel, aber unwillig schüttelt der Geist seinen Kopf.

»Wer bist du?« fragt Emil Schonski über die Gräber hinweg.

Nun muß es endlich raus, nun helft ihr guten Geister! »Der Teufel«, kommt es unter dem weißen Laken hervor. Emil Schonski stutzt, steht nun doch ein bißchen verdattert auf dem Friedhof von Kalischken. Starrt die Flasche in seiner Hand an, die der Gewaltige verschmäh't hat. Sonderbar, was mag der wollen? Was kümmert sich der Teufel um den Bauern Schonski aus Kalischken? Er versucht, seinem Kopf einen vernünftigen Gedanken zu entlocken. Denn du mußt dich gut stellen mit dem Bösen, denkt er. Mußt ihn versöhnlich stimmen. Da fällt ihm seine Frau ein, und schon hat er

ihn, den guten Gedanken. Er tritt einen Schritt näher und streckt dem Teufel die Hand entgegen.

»Schlag« ein, Schwager«, sagt Emil Schonski. »Du gehörst zur Familie, denn ich habe deine Schwester geheiratet.« Kaum hat der böse Geist das vernommen, entflieht er, rennt – na, man kann schon sagen fliegt – über die Gräber. Bleibt mit dem wallenden Gewand am Friedhofstor hängen. Knallt der Länge nach auf den Gottesweg. Es hilft nichts, Emil Schonski muß den Teufel auf die Beine stellen. Richtet ihn auf, hört, was kein Mensch je von einem Teufel gehört hat, hört ihn schluchzen und wimmern.

Der wird sich das gesunde Bein verstaucht haben, denkt Emil Schonski. Stützt ihn, trägt ihn fast ins Dorf. Humpelt mit ihm den Schneeackerweg heimwärts, kehrt sich einen Dreck um den wilden Ritter, der oben gerade den Mond zuhängt und in den Bäumen herumspukt. Schleppt den Gestrauchelten in seinen Stall, in dem die Kühe träge wiederkäuen und muffige, feuchte Wärme verbreiten.

Dort wirft Emil Schonski den arg zugerichteten Teufel auf einen Heuhaufen. Setzt sich neben ihn. Will ihm mal richtig die Meinung sagen. Aber da überkommt ihn die Kuhstallwärme. Er kann nicht mehr. Er sinkt zusammen, kriecht unter das weiße Laken, wundert sich, wieviel Körperwärme so ein Teufel abgeben kann ... dann schläft er ein.

Was der Knecht am nächsten Morgen im Kuhstall fand, hatte bis dahin kein Mensch in Kalischken gesehen. Auch jenseits der polnischen Grenze und in Litauen, wo die sonderbarsten Geschichten herkommen, besann sich niemand auf eine solche Begebenheit. Da

lagen Bauer und Bäuerin auf einem Heuhaufen, lagen da wie einst Maria und Josef. In ein weißes Laken gewickelt. Emil Schonski die leere Flasche im Arm, die er auf den Gräbern von Kalischken gefunden hatte. Und kein wilder Ritter kümmerte sich um sie.

Nachbemerkung,

Um ehrlich zu sein: Dieses Kalischken hat es nicht gegeben. Es lag an der litauischen Grenze, war auch im tiefen Süden Masuriens zu finden, selbst in der Nähe Königsbergs suchte man es nicht vergeblich. Kalischken: das waren ein paar ins Land gekuschelte Strohdachhäuser, beliebige Dörfer zwischen Nogat und Memel, in denen die Zeit immer ein paar Wegbiegungen hinterherhumpelte, kleine Pausen einlegte und am Straßenrand ausruhte.

Aber wenn es schon kein Kalischken gibt, so sind seine Geschichten wenigstens wahr. Auch jene, die ihr Leben der ausschwärmenden Phantasie verdanken. Denn das Mögliche ist oft wahrer als das Wirkliche. Die Geschichten von Kalischken sind irgendwo geschehen im Land der Klapperstorchwiesen und der Schilfrohwälder ... oder sie könnten geschehen sein. Kalischken war überall.

Arno Surminski

Aus: Irmgard Irro „Ostpreußen. Meine Tagesbuchnotizen“

Dreißig Tage in Masuren

Januar/Februar 2009

Ich kannte das Dorf meiner Mutter von ihren Erzählungen. Ich kannte das Dorf von zwei Kurzbesuchen. Als ich im Januar 2009 in das Dorf einfuhr, um dort dreißig Tage und dreißig Nächte zu verbringen, war ich erfüllt von dem Wunsch, dem Leben meiner Mutter und meiner Großeltern nachzuspüren und dieses nachzuempfinden. Bei meiner Abreise aus Deutschland klangen noch die Sätze der Menschen in meinen Ohren nach, die einmal diese Gegend ihre Heimat nannten und noch immer nennen: „Sie haben aber Mut!“ Einer von ihnen schmunzelte, ja amüsierte sich fast über mein Vorhaben. Damals dachte ich noch: „Was sie nur alle haben?“

Ich war einfach nur neugierig auf das, was auf mich zukommen und was ich im Laufe der Tage und Wochen empfinden würde. Ich hatte keine Vorstellung, wie es sein würde, in einer polnischen Familie als zahlender Gast zu leben. Meiner gewiss, in mir selbst zu ruhen und das Erlebte literarisch zu verarbeiten, ließen mich die Sache einfach angehen. Vier Wochen, wie in Klausur, warteten auf mich in dem früheren Nachbarhaus auf dem Grund und Boden meiner Großeltern. Und sehr schnell hatte ich auch begriffen, was diese Menschen meinten, von denen ich gedacht hatte: „Was sie nur alle haben?“

Es war ein klarer und sonniger Wintertag, als ich mich auf den Weg nach Przedziek Wielki/Groß Dankheim machte. Familie Angrik, bei der ich zuvor zwei Tage in Olsztyn/Allenstein ver-

bracht hatte, erklärte sich bereit, mich mit dem Auto dorthin zu fahren. Hinter Szczytno/Ortelsburg änderten sich die Straßenverhältnisse. Die Schneeglätte zwang Mariusz mit dem Auto mehr zu schwimmen als zu fahren. Doch der Blick auf die hohen, weiß überzuckerten Kiefernäbäume und die hellen schlanken Birken ließ mich die sehr konzentrierte und bedachte Fahrweise als angenehm empfinden. Diese herrlichen Wälder! Und diese Stille! Linkerhand unerwartet ein von Bäumen ausgesparter Parkplatz. Geht es hier zum Denkmal des russischen Generals Samsonow? Wie oft hatte meine Mutter von ihm gesprochen. Rechterhand ein paar einsam dastehende, kleine Häuser. Aus den Kaminen steigt Rauch auf. Wir hatten nicht mehr weit.

Von meinen Gastgebern wurden wir schon erwartet und auch sogleich reichlich bewirtet. Dann verabschiedeten sich meine lieben Helfer. Mein Abenteuer konnte beginnen.

Was ich sofort als sehr schwierig empfand, eine Empfindung, die etwa drei bis vier Tage anhielt, war die Verständigung in polnischer Sprache. Die Kommunikation mit meiner Gastgeberin war dadurch erheblich erschwert. Nachdem ich mich in meinem mir zgedachten Zimmer einquartiert hatte, stürzte ich mich sofort auf meine polnischen Lehrbücher. Mir war klar, schnell musste ich zu dem, was ich mir in den letzten eineinviertel Jahren in Abendkursen angeeignet hatte, soviel wie möglich dazu lernen. Zu meiner großen Enttäuschung hatte ich am dritten Tage nur noch ein Chaos polnischer Wörter in meinem Gehirn. Doch als ich der Verzweiflung ganz nahe war, spürte ich, wie sich plötzlich Einiges sortierte und entsprechend zuordnete. Mein Gehirn schien mir plötzlich einem Computer sehr ähnlich.

Dass ich mich am Anfang als Fremde empfand, war wohl auf die Tatsache unserer verschiedenen Nationalitäten zurückzuführen. Meiner Gastgeberfamilie wird es wahrscheinlich ebenso ergangen sein. Ich jedenfalls war ohne Vorurteile gekommen. Außerdem war ich schon vor sieben Jahren mit meinem Bruder Gerhard einmal hier. Um über den Tod meiner Mutter hinwegzukommen, schenkte er mir die Reise nach Masuren. Meine Gastgeberin war schon damals sehr freundlich gewesen. Zum Abschied hatte sie uns zwei große Gläser eingemachte Blaubeeren mitgegeben. Dennoch spürte ich immer wieder bei meinen Gängen durch das Dorf die misstrauischen Blicke. Oder bildete ich mir das nur ein?

Die Tage vergingen. Ich hatte sie mir genau eingeteilt, um die Zeit dort möglichst auszunutzen; und ich hielt mich in der Regel auch an meinen Plan. Dieser sah vor, solange wie möglich im Bett zu bleiben, etwa bis zehn Uhr, da wegen Geldmangel vorher nicht geheizt wurde. Meine Gastgeberin hatte mir erklärt, eigentlich würden sie den ganzen Winter nicht heizen, aber mir zuliebe würden sie ab dem frühen Nachmittag den Ofen mit Holz schüren. Als ich bei meinen Spaziergängen in den Wäldern sehr viel Reisig liegen sah und ich sie daraufhin ansprach, warum sie es denn nicht sammeln, erklärte sie mir, der polnische Staat verbiete dies, außerdem würde das als Diebstahl bestraft werden. Beim Frühstück - belegte Wurstbrote und Tee mit Zitrone - versuchten die Gastgeberin und ich uns zu unterhalten. Um drei Sätze zu verstehen, brauchten wir oft zehn Minuten! Was hätte ich wohl alles erfahren können, wäre ich der Sprache mehr mächtig gewesen. Mit Eifer widmete ich mich dann dem intensiven Lernen der polnischen Sprache.

Um meinen Kopf wieder frei zu bekommen, unternahm ich lange Spaziergänge um das Dorf in alle Richtungen, wie Baranowen, Przędzięk Mały/KleinDankheim, am ehemaligen deutschen Friedhof vorbei in Richtung Bahnhof, Nidzica/Neidenburg, Wielbark/Willenberg. Alle Wege führten in herrliche lichte Wälder hinein. Auf diesen Spaziergängen erkannte ich von Tag zu Tag immer mehr Plätze, die meine Mutter mir in ihren Erzählungen so oft beschrieben hatte. Hier hatte sie Gänse gehütet, hier stand die Scheune, hier waren ihr die Kühe in den Wald davongelaufen, hier, gegenüber der Schule, war sie auf ihren ‚Holzklumpen‘ im Winter den Hügel hinunter gerutscht. Die Bilder des Erkennens füllten sich allmählich mit dem Leben meiner Mutter und zu guter Letzt konnte ich sie als ein aufgewecktes und schönes Mädchen mit lustigen Zöpfen sehen, wie sie beim Gänsehüten im Gras lag, Mundharmonika spielte oder heimlich einen Liebesroman las. Ich sah sie neben ihrem Vater auf der Kutsche sitzen und in Richtung Willenberg zum Pferdemarkt fahren, sah sie mit ihren Freundinnen auf der sandigen Erde vor dem hölzernen Gartenzaun ‚Kästchen hüpfen‘, sah meine Großmutter, wie sie schwer beladen mit weich gekochten Kartoffeln nach hinten zu den Ställen ging, um die Schweine zu füttern, sah den Großvater, wie er in den nachmittäglichen Stunden des Sonnabends den Hof kehrte. Mit einem Mal lebte ich in drei Welten: die vor siebzig Jahren bestehende Welt meiner Mutter, welche sich fast wie wirklich vor meinen Augen abspielte; die gegenwärtige Welt, die mir nur zum Zwecke diente, in diese Welt meiner Mutter einzutauchen und schließlich noch meine Welt in Deutschland, die ich in diesen Momenten sehr weit entrückt empfand.

Zu dem seit Kriegsende verlassenen Friedhof ging ich jeden Tag. Die Natur hatte in den folgenden Jahrzehnten fast vollständig davon Besitz ergriffen. Die meisten Grabsteine waren eingefallen und mit Moos bewachsen. Nur zwei fielen mir auf, denn sie waren neu und mit schönem Marmor gestaltet. Hier haben wohl ehemalige Vertriebene für ein würdevolles Andenken ihrer Vorfahren gesorgt. Mir war, als wollte ich es erzwingen, das Grab meines Großvaters, der 1946 in Groß-Dankheim verstarb, zu finden. Ich fand es nicht. Vielleicht konnte mich mein Gefühl leiten? Bei dem Verweilen und dem Beten in der Stille dieses Ortes wurde mein Blick von einem verwitterten Grabstein angezogen, der nur noch einen kleinen Sockel besaß. Aber ob darunter wirklich die Gebeine meines frommen und so aufrechten Großvaters lagen? Wie der Friedhof aussah, das machte mich sehr traurig. Ich dachte: vielleicht ist es mit Hilfe Gleichgesinnter einmal möglich - denen die Würde der Toten auch ein Anliegen ist - diesen von der Natur vereinnahmten Friedhof von seinem Gestrüpp zu befreien und zu einem stillen Ort des Gedenkens zu verwandeln?

Um etwa vier Uhr nachmittags gab es das Mittagessen. Anschließend setzte ich mich drei Stunden an mein Notebook, führte mein Tagebuch weiter und schrieb an meiner Familiengeschichte ‚Pulver im Wurzelstock‘. Abends widmete ich mich dann der polnischen Geschichte.

Dennoch kann ich sagen, ich war, obwohl ich mich stets in allen Dingen sehr zurücknahm und trotz guten Willens meinerseits und der Gastgeber ihrerseits, ein Fremdkörper in ihrem Haus, im Dorf sowieso. Was mir mit jedem Tag mehr und mehr bewusst wurde, war der Mut der Gastgeberfamilie, mich ‚Deutsche‘ aufzunehmen.

Wer mir sehr aufgeschlossen begegnete, waren die älteren Männer des Dorfes, welche offensichtlich weniger vorurteilsbeladen waren, obwohl sie das Kriegsgeschehen noch erlebt hatten. Ohne viel Umschweife sprachen sie mich sehr freundlich an, mühten sich mir zuliebe mit deutschen Wörtern ab, welche sie noch aus früheren Zeiten wussten, luden mich nach Hause zu Kaffee und Mohnkuchen oder in das Sklep“ (eine Art ‚Tante Emma-Laden‘) zu einem Bier ein. Was kümmerte es sie, was die Nachbarn dachten! Worüber ich mich aber sehr freute, war die Höflichkeit und der direkte und sehr freundlich lächelnde Blick der jungen Leute. Immer wieder dachte ich mir, diese Generation lässt einen hoffen, dass sie einmal frei sein werden von den verständlichen Vorbehalten der Polen gegenüber den Deutschen.

Am 17. Februar morgens nahm ich dann Abschied von der Heimat meiner Mutter und meiner Großeltern. Meine gute Gastgeberin begleitete mich. Die Trennung fiel uns beiden nicht leicht. Sie weinte, und mir war auch danach zumute. Ich stand an der Straße Neidenburg-Willenberg und wartete auf den Bus. Ich wandte mich den Häusern zu und ließ meinen Blick lange auf dem Dorf ruhen. Wie friedlich lag es in seinem weißen Winterkleid vor mir. Die Morgensonne strahlte auf die Dächer herab. Es war unglaublich still. Und als ich so stand und alles noch ein letztes Mal auf mich einwirken ließ, formten sich aus der Erfahrung der letzten vier Wochen in mir die Worte: „Du masurisches Dorf meiner Ahnen! Vor siebzig Jahren warst du voller Leben! Die sehr frommen Menschen darin von einem starken, gerechten und stolzen Charakter durch Arbeit, Gebet und Verzicht! Was ist nur aus dir geworden!“

In unserer Küche

Und so mischen sich schlechte Erinnerungen mit guten. Zu den letzteren zähle ich beispielsweise manchen Abend in unserer Küche zur Herbst- oder Winterzeit, wenn die sogenannten Doppelfenster vom Boden geholt, gegen die Kälte von draußen vor die Sommerfenster montiert wurden und es drinnen still und heimelig wurde. Mit einem Schlag hörte man kaum noch den heulenden Wind. In der Küche, die ziemlich geräumig war, spielte sich eigentlich das tägliche Leben ab, und davon möchte ich einige Begebenheiten erwähnen. Manche sind zum Schmunzeln, andere weniger.(...)

Ja, und das mit den Doppelfenstern war auch so ,ne Sache für sich. Sie standen einsetzbar, wie gesagt, für kältere Tage gedacht auf dem Boden. Als sie nach dem Sommerhalbjahr wieder hervorgeholt wurden, hatten sie sich mitunter etwas verzogen. Dann richtete man sie mit Vorsicht, denn Glas war nicht nur teuer, sondern mußte aus der Stadt geholt werden. Hier wurde ein Holzkeilchen und da ein Stückchen Pappe hinein geklemmt. Gepasst haben sie letztendlich immer. Die Ritzen wurden säuberlich mit Zeitungspapier und Mehlkleister abgedichtet. Damit der Zwischenraum auf dem Fensterbrett nicht so trist aussah, machte Mutter immer eine Lage Holzwohle hinein und legte Wattekügelchen mit was Buntem obendrauf. Einige Stückchen Holzkohle sorgten für den Entzug von Feuchtigkeit.

In der Landwirtschaft gab es immer etwas aus Holz anzufertigen. Seien es Harken für die Heuernte, irgendwelche im Sommer zu Bruch gegangenen kleineren Wagenteile und manches andere mehr, zu deren Reparatur oder Neuherstellung einem Bauern im Sommer die Zeit nicht reichte.(...)

Am schönsten erlebten wir Kinder solche Abende, wenn Vater et-

was zu hobeln hatte und die duftenden Holzspäne zentimeterdick den Ziegelboden der Küche deckten. Wir schichteten die dünnen Holzkringel zu Haufen auf und „badeten“ darin. Das war kein Erlebnis mit Fortsetzungen, aber für uns Kinder etwas Besonderes. (...)

Einer dieser Holzabende, ich war schon vielleicht zehn, blieb mir nachhaltig in Erinnerung. Ich saß und schnitzte aus Holz ein sogenanntes Fahrtenmesser und gab mir die größte Mühe um die Qualität, womit natürlich nur das Aussehen gemeint sein konnte. Ich arbeitete schwer, weil unsere Schneidewerkzeuge nie so richtig scharf waren. Warum ich gleichzeitig zwei Fahrtenmesser anfertigte, weiß ich nicht mehr, aber ich war ein wenig stolz auf mein Werk und meinte damit bei der versammelten Familie etwas prahlen zu können. Vater aber hob zwei fertige Harken in die Höhe und gab zu verstehen, daß er sie in der selben Zeit gemacht hatte - nur mit weit nützlicherem Wert. Ehrlich gesagt, ich hatte von ihm eher ein Lob erwartet. Vater lobte mich fast nie.

Ich erinnere mich ebenso an lange Winterabende, an denen Vater in unserer Küche bei bullerndem Öfchen die „Georgine“, eine bei uns verbreitete landwirtschaftliche Zeitung, zur Hand nahm und Mutter „Das Erbe von Björndahl“ vorlas. Wir Kinder durften ebenfalls bis acht Uhr am Tisch sitzenbleiben und „schnickerten“ mit der Schere aus alten Zeitungen verschiedene Tiere oder Menschen. Manches von dem Vorgelesenen verstand ich nicht(...). Und die Achtuhrgrenze war für uns Kinder sowieso Tabu. Sie durfte nicht überschritten werden.(...)

Meine Schwester Waltraud war als Kind ein kleiner Pechvogel. An einem Abend rasierte sich Vater am Küchentisch mit dem Rasiermesser. Einen Apparat lehnte er ab, weil dieser angeblich nur

unzureichend schabte und außerdem immer wieder neue Klingen forderte. Außerdem müsste so ein Apparat erst einmal gekauft werden, was ihm sinnlos erschien. Er rasierte sich meistens abends, zweimal wöchentlich. Als Kinder sahen wir ihm beim Schein der Petroleumlampe immer wieder gern zu und staunten über seine Gesichtsverrenkungen. Wir hatten das Gefühl, daß er die Grimassen nur unseretwegen schnitt, weil wir ihm kichernd zuschauten, und weniger aus Notwendigkeit. Warum sollte er sonst das Gesicht so komisch verziehen? Doch nur um uns zum Lachen zu bringen. Wir amüsierten uns auch tatsächlich. Diese kosmetische Prozedur vollzog er ständig in doppelter Ausführung, weil angeblich nach dem ersten Schnitt noch zuviel stehen blieb.

Am besagten Abend war der erste Teil der Rasur von Vater gerade vollzogen worden. Er legte das Messer neben sich auf die Wachtischtischecke und griff erneut zum Schaumpinsel. Waltraud, sie mochte vier gewesen sein, stufte eine Rasur, was die technische Seite des Vorganges angeht, als nicht sehr gefährlich ein, schnappte augenblicklich das blinkende Messer am Horngriff und setzte es fachmännisch an ihre Wange. Mutter und Vater erblassten bei diesem Anblick. Das Mädchen zog das scharfe Ding über ihre magere Wange, Blut schoss hervor, Geschrei der Eltern, Geheule des Kindes. Schlimm. (...)Nachdem sich die Wogen geglättet hatten und die eindeutige Harmlosigkeit erkannt worden war, sagte Waltraud: „Ich wollte doch bloß probieren“... Ein anderes Mal, möglicherweise im gleichen Jahr, spielte mein Schwesterchen am selben Tisch, und wieder beim Schein der Petroleumlampe, mit Wäscheknopfen, die Mutter an manches Hemd zu nähen gedachte. Gegen diese kindliche Kurzweil haben Mütter meistens nichts einzuwenden, wenn die Dinger nicht gerade unter den Tisch kul-

lern. Diesmal sind sie nicht weggerollt, im Gegenteil sie blieben stecken - in einem Nasenloch von Waltraud. (...)Dann wurde Vater klargemacht, worum es sich handelte, und er bemächtigte sich des Kindes und versuchte durch Massieren der kleinen Nase und unter Hilfe des Schnaubens an das Corpus delicti zu gelangen. Es ging, allerdings nicht gerade schnell und nicht ganz einfach.

Vater wandte sich wieder der Zeitung und Mutter ihren Hemden zu, doch das Mädchen begann eine Weile später erneut mit dem Quengeln, und meinte, daß noch nicht alle Knöpfe heraus wären. Vater holte die Taschenlampe und wollte es nun auf diese Weise klären. Tatsächlich! Ein Knopf hatte sich, das Nasenloch sperrend, quergestellt - und das „ganz hinten“. (...)

Während ihrer Beschäftigung registrierte sie auch nicht, daß Waltraud ein Fußstühlchen an den Herd heranstellte, um beim Kochen zuzusehen. Besser gesagt, sie maß dieser Tatsache keine größere Bedeutung bei, denn Kinder tun das doch, und verbrennen konnte sie sich nicht, weil das Bänkchen an der kalten Seite stand. Mein Schwesterchen kletterte herauf und wieder herunter, was mehrmals geschah. Mutter dachte nicht mehr daran und hantierte weiter. Irgendwann aber hatte sie kurz eine Schüssel voll heißer Bouillon an der Herdkante abgestellt. Waltraud machte einen erneuten Kletterversuch und griff nach oben, um sich daran festzuhalten. Leider kippte die Schüssel und die Suppe ergoß sich über den schwächlichen Körper des Kindes. Meine Mutter sprang dazu, als das Unglück bereits geschehen war. (...)Ein Arzt wurde wegen der dicken Wasserblasen nicht einmal in solchem Fall geholt. Bauern waren unversichert und mussten nicht nur den Doktor sondern auch seine Anfahrt bezahlen, was einfach nicht drin war. Leider. Gegen Verbürhungen gab es die bewährte Phlogosin-Kühlsalbe, mit der mei-

ne Schwester recht erfolgreich geheilt wurde. Die Narben behielt Waltraud ihr Leben lang.(...)

Meine Gleichaltrigen wußten auch noch nichts vom Prellen der Feuerversicherungen.

Ostpreußen galt lange Zeit als ein Land „hinter dem Mond“ und wurde von Preußen, später von Deutschland, recht stiefmütterlich behandelt. Es gab kaum Industrie, ein reines Agrargebiet. Erst im 20. Jh. begannen größere Geldsummen für den Aufbau in unsere Heimat zu fließen. Die Leute in den Dörfern lebten mehr oder minder glücklich mit zahlreichen Kinderscharen, hatten auf dem Lande ausreichende Ernährung, aber das Geld war knapp und die Gebäude verfielen nicht selten. Ja, wen wundert's, wenn manch ein Bauer, um seine Stallungen etwas aufzumöbeln, der Sache ein wenig nachgeholfen hatte - auf Kosten der Feuerversicherungen.

Günter Donder

„Meine Kinderjahre in Masuren“

INHALT

- 3 **Vom Schreibtisch der Generalkonsulin**
Uwe Hahnkamp führte das Interview
- 8 **„Mehr Geld, weniger Bürokratie“**
Allenstein (Olsztyn): Schweißtreibendes Treffen
im Norden
- 12 **Grzegorz Supady Die Toten von Allenstein**
- 16 **Thomas Richert Der masurische Blick**
- 20 **Stefan Pioskowik: „Schon gestern“, „Andenken“**
- 21 **Arno Surminski Der wilde Ritter**
- 29 **Irmgard Irro Dreißig Tage in Masuren**
- 36 **Günter Donder In unserer Küche**

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Seit dem 1. Juli 2016 schmückt den Sitz des deutschen Konsulats in Danzig eine mehrfarbige, über zwei Meter hohe Statue des verspielten Bären. Die Errichtung der Bärenstatue in Danzig steht im Zusammenhang mit den Feierlichkeiten zum 25-jährigen Bestehen des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages.

S3

<https://dziennikbaltycki.pl/pomnik-berlinskiego-niedzwiedzia>



**Oben: In Süd-Ost-Brandenburg verlieren einige Seen viel Wasser
Unten: Masurischer Blick**

Foto: Thomas Richert

S 16